



*Welche Gesellschaft
soll er abbilden?
Die Weißwaschung
des Tübinger Kaisers
riskiert neuen Protest.
Foto Antonella Caterino Dridi*

Verbrechen, blutig, kolossal

Wie hat man den Farbanschlag auf den Tübinger Augustuskopf zu verstehen?

Jetzt also Augustus. Der monumentale Porträtkopf des römischen Kaisers im Schlosshof des Tübinger Museums Alte Kulturen, 1994 als moderne Replik vom Archäologen und Steinmetzen Michael Pfanner geschaffen, ist an einem helllichten Samstagmittag im nach ihm benannten Monat August mit grüner und orangegegelber Farbe übergossen worden. Die Täter sowie ihre Motive sind unbekannt, aber der Anschlag greift das geläufige Vokabular politisch motivierten Widerspruchs auf. Joschka Fischer benötigte auch kein Erläuterungsschreiben, als ihn 1999 auf dem Sonderparteitag der Grünen ein Farbbeutel traf.

Noch vor zwei Jahren wäre das Ereignis wohl gedankenlos abgetan worden, als Lausbubenstreich oder blinder Vandalismus. Nun aber führt die für sich genommen banale Tat mitten in den heftigen Disput über visuelle Erinnerungskultur im öffentlichen Raum. Im Gefolge der Black-Lives-Matter-Proteste wurden nicht nur in den Vereinigten Staaten und im Vereinigten Königreich Denkmäler angegriffen und beschädigt, aber auch in Schutz genommen und vor allem: streitlustig diskutiert. Fast gleichzeitig mit dem Tübinger Farbanschlag ergriff das Berliner Landeskriminalamt Maßnahmen gegen das Künstlerkollektiv Peng!, das auf der Seite tearthisdown.com zur kreativen – auch zerstörerischen – Auseinandersetzung mit Denkmälern aufgerufen hatte, die den deutschen Kolonialismus feiern. Wie auf anderen Feldern der politischen Debatte der Gegenwart verteilen sich die Positionen nicht bipolar entlang geläufiger Schemata von links und rechts, sondern entsprechen in ihrer Streuung einer Gesellschaft, deren lange schon gegebene Diversität sichtbarer und vielstimmiger geworden ist.

Wenn nun Augustus unter Beschuss kommt, den die meisten hierzulande als den schätzfreudigen Kaiser aus der Weihnachtsgeschichte kennen, dürften sich dahinter keine komplexeren althistorischen Überlegungen verbergen. Der Mann, der die vom Bürgerkrieg zerrüttete Römische Republik unter Wahrung der äußeren Form in eine militärisch gestützte Monarchie umwandelte, stand natürlich einer Gesellschaftsordnung vor, die maßgeblich auf Sklavenarbeit beruhte, Frauen diskriminierte und im Umgang mit ihren Gegnern wenig zim-

perlich war. Gemessen an anderen möglichen Anschlagzielen, liegen diese Vergehen jedoch in denkbar ferner Vergangenheit. Allein in Tübingen wären das von braunem Militarismus triefende Denkmal des Volkslieddichters Friedrich Silcher zu nennen sowie der omnipräsente und gleichfalls von den Nationalsozialisten verehrte Hölderlin.

Der knapp 1,80 Meter hohe und mehr als fünf Tonnen schwere Kaiserkopf aus Carrara-Marmor ist also in politischer Hinsicht sicher nicht das provokanteste, rein formal aber das kolossalste unter den öffentlichen Standbildern der Universitätsstadt. Nicht umsonst ist er seit seiner Aufstellung 2016 (damals im Rahmen einer Ausstellung über Fälschungen und Pseudo-Antiken) zum beliebten Selfie-Hintergrund avanciert. Es dürfte also nicht zuletzt seine betont denkmalhafte Qualität sein, die ihn zum Gegenstand der Aggression machte. Daran ändert auch der Umstand nichts, dass er kein öffentlich beschlossenes Ehrenzeichen, sondern ein museales Exponat der universitären Antikensammlung und mit der ihm angedichteten Fundgeschichte obendrein selbst nicht frei von Schelmerei ist.

Vor allem aber ist er nicht zu übersehen. Skulptur eignet sich eo ipso für eine raumgreifende Präsenz, zumal wenn sie auf unseren Straßen und Plätzen herausgehobene Stellen einnimmt; der „allersichtbarste Ort“ ist schon in antiken Beschlüssen zur Aufstellung von Ehrenstatuen eine wiederkehrende Formulierung. Dieses Im-Wege-Stehen, das Skulptur jedem flächigen Medium voraussetzt, birgt immer ein Moment der Provokation, die man erst einmal aushalten muss.

Der Soziologe und frühere Zeitungskolumnist Gary Younge forderte denn auch jüngst im Guardian, überhaupt alle Statuen historischer Persönlichkeiten niederzureißen, weil die Anhimmeling in Stein gemeißelter Größe jeder kritischen Reflexion der Vergangenheit entgegenwirke. Younge hat berechtigten Widerspruch erfahren. Neil MacGregor, der frühere Direktor des Britischen Museums, wies im Art Newspaper auf die wunderbare Galerie ausrangierter statuarischer Größen hin, die in der Zitadelle Spandau besichtigt und sogar angefasst werden können. Im Vergleich zu Younges Ikonoklasmus erscheint es jedenfalls nachgerade zaghaft, den

alten weißen Kaiser in Tübingen als Repräsentanten einer weitgehend eurozentrischen, männlichen und elitären Denkmälerlandschaft lediglich mit den Klecksen einer sich als bunt verstehenden Gesellschaft zu versehen.

Als zuständiger Kustos kann der Verfasser dieser Zeilen die Intervention dennoch nicht gutheißen, zumal der Kopf nur als Leihgabe seines Verfertigers in Tübingen steht. Die Restaurierung des Marmors wird noch viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen.

Davon abgesehen, reibt man sich die Augen angesichts der Rückkehr der politischen Interaktion in den öffentlichen, hier überdies: musealen Raum. Das statuarische Mobiliar unserer Städte, an dem achtlos vorbeizugehen normal war, wird auf einmal wieder zu einem Ensemble von Bildern, in denen sich das kollektive Erinnern kontrovers verdichtet – oder eben, mit den Worten der Aktivistin Simone Dede Ayivi, das dekonstruierende „Umerinnern“. Erfolgreichen Denkmälern wohnt dieses subversive Potential ohnehin stets inne. Dies gilt schon für die Statuen der Tyrannentöter Harmodios und Aristogeiton auf der Athener Agora, die jeden Bürger ideell zum demokratisch motivierten Attentat aufrufen; es gilt für den körperlich gebrochenen, aber wortgewaltig aufbegehrenden Pasquino im frühneuzeitlichen Rom ebenso wie für die buchstäblich flammende antiklerikale Anklage des Giordano Bruno auf dem Campo dei Fiori.

Öffentliche Standbilder haben mit ihrer Dinglichkeit stets auch das Risiko zur Verulkung zu tragen. Diese versucht das jüngst in Etsdorf in der Oberpfalz enthüllte Reiterstandbild Angela Merckels (ohne Zaumzeug, aber mit Raute) in seinem ironischen Anachronismus schon vorwegzunehmen. Doch die Ausgesetztheit jeden Denkmals bleibt bestehen, und der Tübinger Augustus weiß davon ein Lied zu singen; er hat im Laufe der Jahre schon oft genug Brillen, Augenklappen und natürlich auch einen Mund-Nasen-Schutz erhalten.

Letztlich gilt im Tübinger Schlosshof wie überall sonst, wo Menschen zusammenkommen: Man kann nicht nicht kommunizieren. In Zeiten der erhöhten Sensibilität für die Bilder, mit denen wir unser Gemeinwesen ausstatten, wird jeder Übergriff als Statement lesbar.

ALEXANDER HEINEMANN